

# Hadschar El-Banat

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573440>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Den winterdunkeln Forst durchblitzt  
 Das Halali und Hörnerhall;  
 Der Waidmann, der am Feuer sitzt,  
 Ergießt sein Herz im Liederschall:  
 „Die Tropfen, die uns in den Bechern rinnen,  
 Sedeihn auf unsern lauen Hügelzinnen  
 Und an des Ufers goldnem Rand —  
 Der Aargau ist ihr Heimatland!“

Hier ging im Grund des Ahnen Pflug,  
 Hier schnitt er Frucht in Sommerglut;  
 Hier trug er im beherzten Zug  
 Brustharnisch, Wehr und Eisenhut.  
 Den Spieß geachfelt, umgeschnallt den Degen,  
 Tritt er zu mir auf nächtl'ich stillen Wegen  
 Und rührt ermannend meine Hand —  
 Der Aargau ist mein Heimatland!

### Hadshar El-Banat.

Nachdruck verboten.  
 Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Jakob Böhler, Clavadel.

Die Vier waren das Seltsamste und zugleich Lieblichste im ganzen Stamme. Es waren zwei Zwillingspaare, die im nämlichen Jahre, ja in demselben Monat zur Welt gekommen waren, die Knaben ein paar Wochen früher als die Mädchen. Ein Schimmer von Wunder umgab sie; denn die Mädchen glichen sich wie die beiden Augen in einem Gesicht, und auch die Jünglinge waren kaum auseinanderzuhalten. Sie zählten nun sechzehn Jahre, und schlankere Gestalten und blankere Augen gab es im ganzen Lager nicht. Ihre Väter hatten die Zelte immer nebeneinander aufgeschlagen, und die vier Kinder waren miteinander aufgewachsen fast wie die Küchlein aus dem nämlichen Nest. Da im Beduinenlager die jungen Leute sich nicht fremd bleiben und die Mädchen sich nicht verschleiern wie in Dorf und Stadt, entbrennt die Liebe in der Wüste so heiß, wie sie in leidenschaftlichen Menschenherzen nur zu brennen vermag. Wer deshalb die schönen Menschenkinder beisammen sah, brauchte kein Seher zu sein, um ihr Herzensschicksal vorauszuschauen;

ungewiß schien nur, wie die Wahl und Ausscheidung fallen würde.

Aber die Vier bedurften fremden Rates nicht und nicht einmal eigener Ueberlegung. Sobald die rechte Stunde gekommen war, hatten sich die, die zusammengehörten, in großer, blendender Bewunderung erkannt und gefunden. Die erstaunliche Ähnlichkeit erstreckte sich nur auf das Äußere; in den gleich gestalteten Schalen stakten verschiedene Kerne, und die Natur, die zuweilen ein launiges Spiel liebt, hatte sich darin gefallen, je einem Jüngling und einem Mädchen die gleiche oder doch eine ähnliche Seele zu schenken, dermaßen, daß ein Jüngling und ein Mädchen von kühner und heiterer, die zwei andern von schüchternen und dafür inniger Gemütsart wurden. Die Wahl aber vollzog sich so, daß sich der kühne der Jünglinge zu dem schüchternen Mädchen und der schüchterne zu dem kühnen Mädchen hingezogen fühlte. Und damit alles aufs schönste zusammenstimme wie die Saiten einer Zither, fügte es sich, daß die Neigungen der jungen Männer voll-

kommen den Wünschen der Jungfrauen entsprachen.

So wurden aus den Zwillingspaaren zwei Liebespaare, die beide ein gleichartiges Büschel von löblichen Eigenschaften und sich ergänzenden Gegensätzen besaßen, nur in verschiedener Verteilung, und wer sich im Stamm auf menschliche Art verstand, weisagte ihnen in Gedanken ein glückliches Eheleben und wohlgeratene Kinder.

Nachdem die Vier ihre Herzen entdeckt hatten, ward ihnen jeder Tag zu einem Fest, jede Nacht zu einem Hoffnungsraum und die Zukunft zu einer paradiesischen Verheißung. Und das Glück des einen Paares war auch das Glück des andern. Wie alle verliebten Kinder wädhnten sie, die Welt wisse nichts von ihrer Herzenssache, und sie trafen sich täglich ungeschert am Brunnen, schauten sich in die verwunderten Augen und lauschten auf das Geplauder der verliebten Lippen, die auch närrischen Worten einen köstlichen Sinn gaben. Nachts sangen die Jünglinge ihre Liebe und Sehnsucht in die Nacht hinaus, und das ganze Lager lauschte mit Wohlgefallen ihren Liedern; denn so klare Stimmen und so schicklichen Ausdruck in Worten hatte man noch nie vernommen.

Als die Vier einst wieder wie gewohnt am Brunnen saßen, bröckelte unter der Hand des schüchternen der Mädchen, Er-Kabab hieß es, ein Stein vom Rand ab und fiel in die Tiefe des Schachtes. Das Mädchen sah ihm nach und erschauerte. „Hier oben stehen wir in Sonne und Glanz,“ sprach es, „und da unten, ganz nah, ist Finsternis und Grausen.“ Dies sagend fing es zu weinen an. Die andern begriffen nicht und fragten: „Was ist dir nur, Er-Kabab?“

„Wir sind jetzt glücklich; aber wir werden es nicht mehr lange bleiben. Heute morgen trat mir der Vetter Bachit über den Weg und verkündete mir seine Absicht, mich zu seinem Weibe zu machen.“

Erst war große Bestürzung. Denn wenn Bachit sein Bäschen Er-Kabab heiraten wollte, war die Lage schlimm genug. Unter den Beduinen gilt ein Gesetz, daß der Vetter das erste Anrecht auf die Hand seiner Base hat und daß ihr

Vater sie ihm nicht verweigern darf, wenn er einen angemessenen Preis anbietet.

Kedua, der kühnere der Jünglinge und Verehrer Er-Kababs, fand die Fassung zuerst wieder. Er griff nach seinem Gürtel, wo zwei Dolche glänzten, und rief: „Er-Kabab, sei getrost, er soll dich nimmer besitzen! Eher durchschneide ich ihm die Kehle mit diesem Messer!“

Sein Bruder Hamud hielt ihm die Hand zurück, als wollte sie schon den verhängnisvollen Stich ausführen, und klagte schüchtern: „Bedenke die Blutrache, o Kedua, Bachits Sippe ist mächtig!“

Den besten Trost fand Fatmeh, die entschlossener der beiden Schwestern. Sie lachte: „Macht von unserm Vetter Bachit nicht zu großes Wesen! Gestern und vorgestern hat er auch um meine Reigung geworben, meinend, ich sei Er-Kabab! Der Dummkopf kennt uns zwei noch nicht einmal auseinander und will eine von uns freien!“

Nur Kedua lachte mit Fatmeh, die beiden Schüchternen sahen betrübt in das Dunkel des Brunnens hinab, voll trüber Ahnungen.

„Wir müssen handeln,“ brach Kedua die entstandene Stille. „Wir schicken unsern Freund Zukef zu euerm Vater Keleb, damit er für uns anhalte. In sechs Tagen ist Vollmond, das ist der schicklichste Tag dazu.“

Hamud senkte den Kopf tiefer. „Hätten wir nur den Reichtum unseres Vaters noch. Dann möchte es gehen! O, Fluch den Räubern, die uns alle unsere Kamele fortführten, und Fluch der Hand, die uns unsern Vater erschlug, als er die Räuber verfolgte!“

„Schickt immer euern Freund Zukef zu unserm Vater,“ riet Fatmeh. „Wir zwei Mädchen führen unterdessen unsern Vetter Bachit lustig an der Nase herum. Jede, die ihm begegnet, sagt ihm, sie sei Fatmeh, sodaß er die geliebte Er-Kabab nirgends findet und, unsern bösen Willen erratend, von seinem Vorhaben absteht.“

Sie machten sich auf nach dem Lagerplatz. Fatmeh schied sich von den andern und schlug einen Umweg ein, auf dem sie hoffte, dem Vetter Bachit zu begegnen. Wirklich fand sie ihn, der seine Kamele tränkte, und wurde von ihm angeredet:

„O Er-Kabab, du Teufelsmädchen, hast du dein Herz nun beraten?“

„Wasche deine Augen aus, o Vetter Bachit,“ erwiderte sie. „Bin ich nicht Fatmeh? Wann wird dein Scharfsinn uns endlich auseinander halten können?“

Sie ging, und er brummte ihr nach: „Der Teufel mag sie voneinander scheiden!“

Tags darauf stieß er auf Er-Kabab und rief sie schon von weitem an: „Da bist du endlich wieder, o Er-Kabab, du Teufelskind! Wie hast du nun deinen Sinn gerichtet?“

„Wie kannst du mich so anreden, Vetter Bachit, siehst du denn nicht, daß ich Fatmeh, deine unwürdige Base, bin?“

„Ach ja,“ entgegnete er, „du hast recht. Der Wind hat meine Augen heut etwas trübe gemacht. Aber Teufelsmädchen seid ihr gleichwohl und voller Schalkheit dazu. Wenn ihr einander gleicht wie ein Floh dem andern, warum kleidet ihr euch nicht verschieden?“

„Wir tragen die Kleider, die der Vater uns gibt!“ hielt sie ihm entgegen.

„So unterscheidet euch doch wenigstens durch irgend eine Kleinigkeit. Lege du dir ein gelbes Band um den Hals, so werde ich dich nicht mehr unnötigerweise anreden, du häßliche Hexe!“

Noch gleichen Tags trugen beide Mädchen gelbe Bänder um den Hals, und Bachit traf auch jetzt zu seiner Verwundung immer nur mit Fatmeh zusammen. Da entschloß er sich anders und sagte: „Es ist Fügung, offenbare Fügung, daß ich immer dir begegne, o Bäschen Fatmeh, und da du, wie ich mich überzeuge, so schön bist wie deine Schwester oder vielleicht noch ein Körnchen schöner, so will ich mein Herz wenden und dich heiraten. Ich habe Er-Kabab nur deshalb den Vorzug gegeben, weil mir ihr Name so ausnehmend wohl gefiel; aber Fatmeh ist auch kein schlechter Anruf, Fatmeh stand dem Propheten nahe, und so soll auch mir Fatmeh billigerweise recht sein!“

Von Stund an begegnete Bachit nur noch Er-Kabab, und zum zweiten Mal wendete er sein Herz und sagte: „Man muß einen Mantel weggeworfen haben, ehe man weiß, wie warm er einem die Seele hielt. So ging es mir mit dir, o Er-

Kabab! Ich habe mich einen Tag lang zu Fatmeh gefehrt; nun aber weiß ich, daß du mein eigen sein mußt und keine andere. Heute abend, wenn wir hinter den Zelten singen und ihr uns entgegentanzt, will ich meinen Sinn vor allen offenbaren. Sei mir dann freundlich!“

„Du bist eine Palme im Wind, du neigst dich hin und wieder zurück, du bist eine Palme im Wind, o Vetter Bachit!“ Damit lief das Mädchen davon.

Dies geschah an dem Tage, da Zukef, der Freund der Brüder, für sie freien sollte; denn der Mond war satt und rund geworden von den Sternen, die er auf seiner Reise verschlungen hatte, wie die Schwalbe die Mücken verschlingt. Zukef trat in das Zelt des Vaters Keleb und redete ihn an: „Friede sei mit dir, du Freund der Freunde und Liebling Allahs! Kedu und Hamud, die guten Jünglinge, haben mich zu dir gesandt; denn sie möchten deine Töchter, die herrlichen Blumen Er-Kabab und Fatmeh, heimführen.“

Vater Keleb schlug die Hände über dem spitzen Kopf zusammen: „Meine Lippen sind traurig, und mein Mund fließt über von Schmerz. Hör mich an, o Zukef! Kedu und Hamud sind meine Nachbarn, ihr Vater und ich haben die Zelte immer nebeneinander aufgeschlagen; ich habe gegen sie nichts zu klagen, wie sollt ich! Aber womit wollen sie den Preis für so schöne Mädchen zahlen? Sie besitzen zusammen drei Kamele und dreimal soviel Schafe; damit erwirbt man meine zwei Töchter nicht. Und der Vater der Jünglinge, der ein kühner Räuber war, ist erschlagen. Und selbst wenn ich die Mädchen ihnen schenken wollte, was mir nicht einfällt, wie könnt' ich es? Erst muß ich mit meinem Neffen Bachit sprechen. Sagt er dann zur einen wie zur andern: ‚Du warst mein Pantoffel, ich habe dich weggeworfen,‘ so können wir wieder reden.“ So entließ er Zukef.

Die Nacht kam. Der Mond stieg groß und golden aus der braunen Wüste empor. Im Kreis kauerten die Zelte, schwarz oder braun und weiß gestreift, und warfen schwere Schatten hinter sich, aus denen die Augen der Wächthunde glöhten. Die Pferde standen an ihren Pflocken und flirrten leise mit den Ketten, die ihre Füße

fesselten. Unbeweglich wie Erdhaufen lagen die Kamele in langen Reihen, weiterhin die Schafe, fest aneinandergedrängt.

Junge Männer in weißen Mänteln traten in das Licht heraus und stellten sich in eine Reihe. Unversehens stand ihnen eine Schar junger Mädchen gegenüber; sie schienen wie Geister oder Schatten aus dem Erdboden emporgetaucht zu sein. Sie waren völlig verschleiert, von den Schultern flossen ihnen blaue Mäntel leicht herab und regten sich im Wind. Einer der Männer begann mit heller Stimme zu singen, den gleichen Vers drei-, fünfmal nacheinander. Die andern fingen Wort und Weise auf und wiederholten sie fünf-, zehnmals, klatschten dabei in die Hände und wiegten den Körper vorwärts und rückwärts, nach links und nach rechts, oder sie ließen sich auf ein Knie sinken, immer im Takt mit dem Liede.

Aus der Schar der Jungfrauen lösten sich zwei los. Sie hoben die Arme in wagrechte Lage, und der blaue Mantel gab ihnen Schwingen. Sie gingen in kleinen, zierlichen Schritten sitzbar und eher scheu als kühn den Jünglingen entgegen, erst langsam, dann rascher, wie der schneller und wärmer werdende Gesang es gebot. Je näher sie kamen, desto lebhafter wurden die Bewegungen der Männer, ihre Stimmen lauter und fecker. Sie unterbrachen auf Augenblicke ihren Gesang und ermunterten und priesen die Mädchen durch freudige Zurufe und schmeichlerische oder neckische Worte. Die Liebhaber der Tänzerinnen taten es allen zuvor, sie hatten ihre Erwählten längst an Wuchs und Haltung erkannt. Da die Sitte es ihnen streng verbietet, ihr Mädchen bei diesem Spiel zu nennen, rufen sie es mit dem Namen des gefälligsten ihrer Haustiere an: „O du liebes Lamm, komm näher! Bist du müde? So komm und lege dich nieder und ruhe dich aus, du armes Lamm!“

Die Mädchen kamen bis auf zwei Schritte an die Männer heran, dann kehrten sie zurück, wie sie gekommen waren, und wurden von zwei andern abgelöst.

Dieses Tanz- und Liebespiel mochte bald eine Stunde gedauert haben, als zwei Mädchen vortraten, die an Größe

und Gestalt völlig gleich schienen und an Anmut und Leichtigkeit der Bewegung alle andern weit übertrafen. Als würden sie von ihren Mänteln in der Luft getragen, schwebten sie lieblich und voller Zierlichkeit heran, wie Bild und Spiegelbild, höchstens daß die Bewegungen des einen etwas entschlossener schienen als die des andern. Aus der Reihe der Männer drängten sich zwei Jünglinge vor und streckten die Hände den beiden Feengestalten in großer Erregung entgegen. Der eine rief mit weicher, schmelzender Stimme: „O mein stolzes Lamm, komm nah, ganz nahe, denn du bist durstig, und siehe, hier ist der Brunnen! Sein Wasser ist klar und kühl und süß! Komm nah, komm näher und lösche deinen Durst!“ So sprechend nahm er seinen Turban vom Scheitel und legte ihn vor sich auf den Boden, er sollte den Brunnen bedeuten.

Des andern Jünglings Stimme erschallte trotzig: „O mein liebliches Lämmlein, was zitterst du? Du fürchtest das böse Raubtier, den Wolf, denn er lauert in den Felsen und möchte dich verschlingen! Aber sei starken Mutes! Hier ist mein Säbel, und hier ist mein Dolch, die werden dich beschützen!“

Während die zwei so den Mädchen ihre Gefühle preisgaben, drängte sich ein dritter zwischen sie, ein großer, stämmiger Bursche, und rief prozig: „O ihr albernen Lämmer! Warum wollt ihr auf magerer Weide äsen? Kommt zu mir, ich führe euch zu fettem Kraut! So kommt doch, ihr einfältigen Schafe! Seht hier eure Weide, wie reich sie ist!“ Und er warf seinen mit Gold gestickten Mantel auf den Boden.

Die Mädchen achteten seiner nicht, sie schwebten ganz nah an die beiden Jünglinge heran, die voller Jubel ihre Arme weit nach ihnen öffneten, ohne sie jedoch zu berühren. Dann schwebten die Tänzerinnen zurück, anmutig, liebreizend, wie sie gekommen waren.

Dieses Betragen reizte den Zorn des Dritten. Er erhob die Faust und schrie: „Nur Geduld, du Teufelinn! Er-Kabab! Eh der Mond wieder voll ist, hol ich dich in mein Zelt!“

Er hatte den Namen der von ihm Begehrten herausgeschrien und damit gegen

Sitte und Höflichkeit verstoßen. Alle Mädchen erhoben einen Lärm wie ein Wanderzug von Lerchen, auf den ein Falke stößt. Und gleich waren alle verschwunden, von den Schatten der Zelte verschlungen. Unter den Männern entstand Streit. Der große Prahler drang auf die zwei Jünglinge ein, und die Verwünschungen flogen her und hin.

„Blindheit auf deine Augen!“ „Du du Ausfägiger!“ „Einen Dolch dir ins Herz!“ „Möge dich Siechtum und Pestilenz treffen!“ „Unheil deiner ganzen Sippe!“

Schon blickten die Dolche; da traten die andern Jünglinge dazwischen, und einer rief: „Wenn sich zwei Gläubige mit dem Schwert schlagen, wird der Schläger und der Erschlagene des höllischen Feuers sein!“ Der Koran wirkte, die drei ließen voneinander ab. Alle aber waren verdrießlich, daß das Tanz- und Liebespiel ein so unerfreuliches Ende genommen hatte, und sie zürnten Bachit.

Bald lag das Schweigen des Schlafes über dem Lager, bis gen Mitternacht neuer schwermütiger Gesang und die Klänge eines Saitenspiels aus einem Zelte erschallten. Die beiden Jünglinge, von der Erregung des Abends wach gehalten, stimmten ihr Sehnsuchtslied mit wunderbarer Süßigkeit und Gewalt an und verstummten erst, als der Mond versank und der neue Tag emporstieg. In dem Nachbarzelt saßen die beiden Mädchen aneinandergeschmiegt, lauschten dem Gesang und freuten sich im Herzen des Lobes, das ihnen in so sehnsüchtigen Tönen gespendet wurde.

Der folgende Tag wurde für sie ein Tag des Kummers. Die Sonne stand noch nicht um Handbreite über der Wüste, als Bachit bei Vater Keleb eintrat.

„Ich greife zu meinem Recht,“ pläzte er gebieterisch heraus, „und begehre Er-Rabab von dir zum Weibe. Stelle den Preis!“

„Ich kann dir dein Recht nicht zerreißen,“ erwiderte der alte Spitzkopf verbindlich, „Allah bewahre mich davor! Du wirst freilich Er-Rabab widerspenstig finden, denn du hast sie nächtens vor dem ganzen Lager bloßgestellt, und außerdem fürchtet sie, dir stecke Fatmeh und nicht sie im Sinn. Gewiß sei, daß du immer die

eine für die andere nimmst. Das sei eine mißliche Zuversicht für eine Ehe.“

„Laß sie beide kommen,“ fuhr Bachit auf, „ich will dir zeigen, daß ich Er-Rabab wohl kenne!“ Heimlich zählte er auf ein glückliches Erraten.

Die Zwillingsschwestern, die gelauscht hatten, kamen sehr beklommen aus ihrem Gemach heraus, ihre einzige Hoffnung war, daß er falsch rate.

Bachit musterte sie aufmerksam und bemerkte, daß beide ein gelbes Bändchen um den Hals trugen. Er wußte nun, daß sie ihn genarrt hatten, und verfluchte heimlich die weibliche Falschheit. Aber die Redheit verließ ihn nicht, und er zeigte aufs Geratewohl, aber entschlossen auf Fatmeh: „Du bist Er-Rabab, oder ich will der Sohn eines Esels sein!“

Die Mädchen lachten hell auf: „So bist du der Sohn eines Esels!“ Er-Rabab hielt sich für gerettet; aber die Freude währte nicht lange.

Bachit, rot vor Zorn, wendete sich an den alten Keleb: „Mein Vater war dein Bruder. Ist es ziemlich, daß mich deine Töchter in deinem Zelte den Sohn eines Esels schelten? Doch ich will ihnen nicht zürnen; denn ihr Lachen hat mir die Augen geöffnet und mich auf den rechten Pfad gewiesen. Gewiß, es ist wahr, deine Töchter sind sich so gleich, daß ich nicht die eine lieben kann, ohne auch die andere zu meinen. Hätte ich Er-Rabab in meinem Zelt, so möchte es leicht geschehen, daß mir der Sinn nach Fatmeh ginge, denn ich bin eine Palme im Wind, die hin und her neigt. Das gibt mir zu denken.“ Er hielt inne, um die Wirkung seiner Worte zu belauern.

Vater Keleb, der dem Neffen weniger seiner Tugenden als seines Reichthums wegen gewogen war und schon fürchtete, es möchte ihm ein hoher Preis für seine Töchter entgehen, verzog den Mund und fragte verdrießlich: „Soll das heißen, daß du auf Er-Rabab verzichtest?“

Er-Rabab konnte ihr Gefühl nicht zurückhalten und bat: „Ja, sag so, Vetter Bachit! Ich will gerne der Pantoffel sein, den du wegwirfst.“

Er aber lachte verschmigt: „Deinen Rat befolge ich mit nichten, mein schönes Bäschen, ich weiß eine bessere Brücke. Bin

ich nicht euer beider Better und habe das Recht auf die eine wie auf die andere?" Und zu Vater Keleb gewendet: „Ich heirate alle beide, wenn du einen verständigen Preis verlangst. Schick sie jetzt weg, damit wir darüber reden!“

Fatmeh flüsterte ihrem Vater ins Ohr: „Vergiß nicht, daß wir schön und einen hohen Preis wert sind!“ Dann schlichen die Mädchen in das Frauengeläß. Er-Rabab weinte trostlos, während nebenan verhandelt wurde, Fatmeh aber blieb gefast, sie spitzte die Ohren und horchte auf das harte Feilschen der beiden Männer. Sie merkte bald, daß sie einstweilen nicht einig würden, denn es waren zwei hartnäckige Geizhälse aneinander geraten. Vater Keleb heischte mit gleich bleibender, milder Stimme für jedes Mädchen acht Kamele, während Bachit unerschütterlich die Meinung verfocht, zwölf für beide zusammen seien genug, ja mehr, als man billigerweise für zwei so unsäglich nutzlose Wesen verlangen könne. Endlich ging der Werber davon. Unter dem Ausgang brummte er zurück: „Ueberleg's, o Dheim, ich komme in einigen Tagen wieder.“ Er konnte sich Zeit lassen; denn er wußte, wie wenig seine Nebenbuhler vermochten.

Vater Keleb brummte noch unwirsch: „Acht und acht, dabei bleibt's, sonst pfeife ich ein Liedchen, und das heißt: Nefte hin, Nefte her! Und Allah wird mir verzeihen!“

An diesem Tage trafen sich die vier Verliebten nicht am Brunnen, sondern in einem verschwiegenen Tälchen. Sie hatten nun erkannt, daß die Heimlichkeit in Liebesdingen ein Zwang ist. Fatmeh berichtete, was sie erlauscht hatte, und verbreitete damit wieder etwas Zuversicht um sich. Denn, wann hat sich die Liebe für überwunden erklärt, solange die Hoffnung noch durch eine Ritze, und sei sie noch so schmal, ins Leben glänzt?

Kedua sagte: „Hamud und ich lassen euch für ein paar Tage allein. Seid ohne Sorgen und bleibt standhaft!“ Die Mädchen errieten seine Absicht. Er wollte hingehen und den Preis für sie irgendwo rauben. Sie wurden ganz stolz. Denn in Arabien ist die Räuberei ein ehrbares Gewerbe, und wer seine Kamele gestohlen

hat, steht höher in der Achtung, als wer sie gekauft hat. Ja, der Zuname Harami, das heißt Räuber, ist ein Ehrentitel unter den Beduinen.

Kedua schlenderte am Nachmittag den Zelten entlang. Der älteste Mann des Stammes, der Harami El-Dscherba, saß bei seiner ebenfalls steinalten Stute und träumte ins Weite. Der Jüngling trat an ihn heran und grüßte: „Möge dein Tag weiß sein, o Harami!“

„Möge der deinige voller Glanz sein wie die Sonne,“ erwiderte der Alte; denn er gab alles, was er empfing, reichlich zurück.

Kedua setzte sich zu ihm und begann zu plaudern, vom Wind und den Weideplätzen, von den Heuschrecken und von des Haramis Stute.

„Hast du sie gekauft oder geraubt?“ fragte Kedua wie absichtslos.

„Allah hat mir dazu geholfen,“ lächelte mit einem Augenzwinkern der Alte.

„Du bist ein berühmter Mann, man wird von dir noch erzählen, wenn du längst tot bist. Wie alt warst du, als du zum ersten Mal auf Raub gingest?“

Der Alte blinzelte ihn an: „Ich mochte ein paar Jahre jünger sein als du. Aber tröste dich, du hast ja noch ein langes Leben vor dir!“

„Erzähl, o Harami!“

Er erzählte: „Wir hatten durch eine Seuche fast alle Kamele verloren, wir waren arm wie ein Knochen in der Wüste. Da sann ich auf Raub, mein Bruder und ich. Wir hätten andere mitnehmen können, aber wir wollten's allein vollbringen; es fällt nicht viel Ehre für einen ab, wenn zwölf sich darein teilen müssen. Fünf Tage mußten wir gehen, da kamen wir mitten in der Nacht zum andern Lager. Ich sagte zu meinem Bruder: ‚Du nimmst die Hunde auf dich, und ich geh an die Kamele.‘ Ich legte mich nieder, er ging nahe ans Lager heran und bellte wie ein Schafal. Das verstand er trefflich, der gute Bruder. Gleich wurden die Wachhunde laut, ich hörte, wie sie auf ihn losstürzten und er davoneilte. Und sie hinter ihm drein. Schon waren sie weit. Nun schlich auch ich zum Lager. Hunderte und Hunderte von Kamelen lagen bei den Zelten. Es war ein reicher Stamm. Ich

bebann mich nicht lange. Ich kroch zum ersten Kamel hin und zerschchnitt ihm den Strick, der die Hinterfüße fesselte. Es erhob sich, kaum knirschte der Sand. Ich kroch zum zweiten und machte den zweiten Schnitt. Es erhob sich, und der Sand knirschte nicht einmal. So löste ich dreißigen die Fesseln. Da hörte ich Geräusch in einem Zelt. Das Herz stockte mir. Ich hängte mich einem Kamel, das mir besonders flink schien, an den Schwanz, und es rannte mit mir wie vom Teufel geritten davon. Und alle neunundzwanzig hinter uns drein. Du kennst ja die Natur dieser guten Tiere, sie haben herrliche Tugenden; aber ihr Verstand hätte in einem Dattelkern Platz, und wenn eins davonläuft, laufen ihm alle andern kopflos nach. Ich brachte alle heim ins Lager, nicht eins ging mir verloren. Ich bin jetzt noch stolz auf diesen Raub.“

„Gott möge deine Füße wieder jung werden lassen,“ sagte Keduā.

„Er möge die deinen in Ehren alt werden lassen,“ sprach ernst der Alte.

Der Jüngling erhob sich. Sein Herz pochte heftig. „Dreißig,“ sagte er leise, „dreißig!“ Jetzt erst sah er, daß sich um den Erzähler Neugierige versammelt hatten, unter ihnen Bachit. Ihre Blicke trafen sich hart.

Keduā fand seinen Bruder Hamud im Zelt. „Dreißig! Denke dir, dreißig!“ raunte er ihm zu. „Bist du bereit?“

„Ich bin's!“

„Und wenn du mit fünfzig Hunden gehekt würdest?“

„Ich bin bereit.“

Keduā sah ihn erstaunt an und gewahrte, wie entschlossen er auf einmal dastand. „Bist du der alte Hamud oder ein neuer?“

„Was soll aus mir werden, wenn Bachit mir Fatmeh stiehlt? Ich bin zu allem bereit.“

Die beiden zogen ihre schlechtesten Kleider an, jeder versah sich mit etwas Mehl und Brot und mit einem kleinen Wasser Schlauch. Keduā steckte sich ein Messer in den Gürtel, Hamud ergriff einen Knüttel, sonst trugen sie keine Waffen. Sobald der Tag völlig ausgelöscht war und ehe der Mond sich erhob, schlichen sie davon.

Nach einer Stunde gelangten sie auf einen Hügel, und Hamud wandte sich um, in der Hoffnung, ein Licht vom Lager zu sehen, denn sein Herz drängte mit Gewalt zu Fatmeh zurück. Da war ihm, er sehe eine Mannsgestalt hinter Felsblöcken verschwinden. Sie gingen ein Stück Weges zurück und suchten, fanden aber nichts. Sie eilten weiter, und wieder war Hamud, als er sich zurückwandte, er sehe, ziemlich fern, im Mondlicht, einen Mann stehen und sich niederwerfen. Ein zweites Mal gingen sie zurück, wieder ohne etwas zu entdecken. Und so noch einmal. Immer machte Hamud die Wahrnehmung, wohl, weil er mit der Seele zurückstrebte, während Keduā mit Seele und Leib vorwärtsdrängte. Keduā dachte: „Die Furcht läßt ihn Verfolger sehen, die Wandlung in ihm ist nicht so gründlich, wie er glaubt.“

Sie schritten vorsichtig und in großen Zickzacklinien weiter, nichts war mehr zu sehen. Gegen Morgen ruhten sie, auf den Boden hingestreckt, aus. Auf einmal schossen beide in die Höhe. „War das nicht Hufschlag?“ Das Pochen verlor sich, aber nun war auch Keduā argwöhnisch geworden. Er erinnerte sich des Blickes, den ihm Bachit beim Zelte des Harami zugeworfen hatte. Wenn er erraten hatte, warum er sich von dem Alten seinen ersten Raubzug hatte erzählen lassen? Wenn er ihnen nachgeschlichen war, bis er über ihre Richtung außer Zweifel war und dann seine Stute geholt hatte, um ihnen voranzueilen und sie zu verraten?

Einen Augenblick kam ihm der verzagte Gedanke, umzukehren, aber er mußte lachen: Zu einem solchen Streich war Bachit viel zu dumm und zu träge. Und ritt nicht mancher durch die Wüste im Dunkel der Nacht? Er dachte an Er-Rabāb und Fatmeh und an das Glück des Haramis El-Ōſcherba und trieb seinen Bruder weiter.

In der dritten Nacht sahen sie von einem Felsen aus in der Tiefe ein Zeltlager. Nun war die entscheidende Stunde da. Keduā legte sich hin, während Hamud hinunterschritt. „Wie tapfer er geworden ist!“ dachte Keduā. Jetzt versuchte Hamud zu bellen wie ein Schakal. Die Nachahmung der Tierstimme geriet



ihm nicht zum besten, und sein Bruder mußte leise lachen über das neue Raubtier, das durch die Wüste schrie. Aber die erwartete Wirkung blieb nicht aus, ja, die Hunde gebärdeten sich wütender als sonst, weil ihnen der Laut neu und verdächtiger war als irgend ein anderer. Das Geheul und Geklaff der Tiere entfernte sich rasch vom Lager und verzog sich in die Fels-täler.

Kedua horchte. Im Lager blieb alles still, nur am äußersten Ende stieß ein Pferd sein Gewieher hervor, wie einen kurzen Trompetenstoß. Dann wieder Stille. Kedua stieg vorsichtig zu den Zelten hinab, das Hakenmesser in der Hand. Dort lagen die Kamele in lautloser Reihe. Er stand schon hinter dem ersten und schnitt ihm den Strick durch. Es erhob sich, und kaum knirschte der Sand. Kedua fühlte bei diesem ersten Gelingen sein Herz pochen. „Dreißig!“ tönte es in seinem Innern. Er bückte sich zum zweiten Kamel und machte den zweiten Schnitt. Das Tier erhob sich, und der Sand knirschte kaum vernehmlich. Er führte, schon fester geworden, den dritten Schnitt. Da, auf einmal, erscholl von allen Seiten ein furchtbarer Lärm, und ehe sich Kedua besinnen konnte, war er von zehn Fäusten gepackt und zu Boden geworfen. Dolche und Säbel blitzten über ihm. Einer, der ihm die Finger um den Hals krallte, schrie ihn an: „Was treibst du hier?“

„Ich kam Raubes halber,“ erwiderte Kedua, „und Gott hat mich im Stich gelassen.“

Sie schleppten ihn in das nächste Zelt, wo ein großes Freudengeheul über ihm erschallte. Der Besitzer des Zeltes, ein grimmiger Teufel, Haddal nannten sie ihn, befahl dem Gefangenen: „Verzichte auf Schutz!“ und fixelte ihn mit der Spitze des Dolches an der Kehle.

„Ich verzichte,“ würgte Kedua heraus. Man fesselte ihn an Händen und Füßen. Der grimmige Teufel trieb alle Zeugen hinaus und machte sich daran, in den Boden des Zeltes ein Grab zu höhlen, zwei Fuß tief und von Manneslänge. Er legte Kedua wie einen Toten hinein und deckte ihn mit Zeltspfählen, vollen Frucht-säcken und Steinen bis auf das Gesicht zu.

Ja, er schlug ihm zu Häupten Pfähle ein und knüpfte seine geflochtenen Haare daran fest. Der Gefangene meinte in seinem Grab zu ersticken vor Beklemmung und Scham und Zorn. Er dachte an Er-Rabab. Wie würde sie weinen, die schüchterne, waffenlose. Er dachte an Bachit, der ihn verraten hatte, und er schwor ihm Rache. Die Stunden schlichen vorüber. Kedua hörte die Hunde zu ihren Zelten zurückkehren, das ganze Rudel. Was war aus Hamud geworden? Wußte er um sein Unglück? Am Morgen trat Haddal zu ihm heran und fragte: „Wieviel Lösegeld bietest du?“

„Keines,“ trotzte Kedua. Er hoffte auf Befreiung; denn der Verzicht auf Schutz galt ja nur für einen Tag. Konnte er einen Bewohner eines andern Zeltes berühren oder auch nur ansprechen, bevor er aufs neue Verzicht getan hatte, so stand er unter dessen Schutz und mußte freigelassen werden.

Hamud war von den Hunden übel zugerichtet worden, aber er hatte sich ihrer mit der Keule tapfer erwehrt und eilte nun zum heimischen Lager zurück, voller Hoffnung. Er sah im Geiste die Kamele, dreißig und mehr, vor dem Zelte stehen, von den Leuten begafft und abgeschätzt, und Kedua dabei, als Räuber gepriesen. Fatmeh und Er-Rabab guckten aus ihrem Zelte heraus und lachten, und selbst Vater Keleb war vergnügt, zählte die Beute und überlegte ernstlich, wem er nun seine Töchter geben sollte.

Die Nacht verblaßte, als Hamud auf das Lager zuschritt. Er erschraf. Um sein Zelt war es still und öde, weder Laut noch Regung. Kein Zweifel, der Streich war mißglückt, Kedua gefangen, er hätte sonst mit den schnellen Kamelen schon längst da sein müssen. Hamud verkroch sich.

Sobald die Sonne übers Land blitzte, erschienen Er-Rabab und Fatmeh vor dem Nachbarzelt und sahen sich, erst neugierig, dann enttäuscht, um. Sollte er zu ihnen hinaustreten? Ihnen den Kummer der Gewißheit bringen? Er hielt sich den ganzen Tag verborgen und überlegte seinen Plan. Sobald es dunkel war, ergriff er sein Saitenspiel und ging davon, auf den Pfaden, die er vor wenigen Tagen mit Kedua eingeschlagen hatte. Je weiter

er schritt, desto zuversichtlicher ward er. Er fühlte Mut und Kraft in Seele und Arm. Die Liebe hatte an ihm, dem Zaghaften, ein Wunder vollbracht, sie, durch deren Macht alles, was im Menschen Schlummer und Keim ist, erwacht und wächst, sie, die selbst aus dürrer Boden Salm und Blust und Korn zu treiben vermag und über deren Gewalt keine andere Gewalt geht.

Im fremden Lager angelangt, setzte er sich vor das erste Zelt rechter Hand, auf das er stieß. Ein hoher Mann mit ergrautem Bart trat auf ihn zu. Es war der Scheich des Stammes, allen durch seine Tapferkeit und Freigebigkeit ein Vorbild. Er führte Hamud in sein Zelt, breitete ihm einen Teppich aus und bewirtete ihn. Erst dann forschte er ihn aus.

„Ich bin ein Sänger,“ erklärte sich Hamud, mit einer Sprechenden Gebärde nach seinem Saitenspiel; „ich ziehe von Stamm zu Stamm, und wer mich hören will, mag mich hören. Meine Lieblinge aber sind die Unglücklichen, denn meine Stimme ist heiter, und meine Lieder erhöhen den Mut und richten die Gebeugten auf.“

„Das möge dir Allah vergelten! An Gekrümmten und Niedergeschlagenen fehlt es hier nicht: wo sollte es daran fehlen?“

Am Abend setzte sich Hamud vor das Zelt und sang das Lied von Antar, dem Helden, so kräftig, als seine Stimme es vermochte, damit Redua ihn höre und merke, daß Hilfe nahe sei. Er sang, daß die Augen der Männer flackerten und den Frauen das Herz zitterte. Er flocht in das Lied geschickt Anspielungen ein, die keinem verständlich waren als Redua.

„Der Bruder ist dem Bruder nah, ganz nah . . .“

„Das Mädchen wird nicht lang um den Geliebten weinen . . .“

Die Leute drängten sich um ihn, klatschten in die Hände, als er geendigt hatte, und hielten ihn, recht lange im Lager zu bleiben und die Stille ihrer Abende zu ergötzen. Manche luden ihn zu sich ein, und seine Lieder erschallten nun bald unter diesem, bald unter jenem Dach. Dazwischen schlenderte er durch das Lager und warf den Hunden die Knochen hin,

die er im Zelte des Scheichs jeden Tag aufhob. Die Hunde wurden ihm nach ihrer Art bald gewogen und freud.

Einmal, als Hamud mit dem Scheich Datteln aß, redete er ihn schmeichlerisch an: „Du bist aller Güte Güte, und deine Hand ist die gesegnetste auf Erden, denn sie spendet wie keine andere. Ich würde mich glücklich preisen, könnt' ich mit dir eine Dattel essen, wenn es dir gefällt, diese dunkle hier, die unter den andern so einzig ist, wie du unter den Männern.“

Der Scheich teilte die Dattel, aß die eine Hälfte und reichte die andere seinem Gaste. Hamud genoß nur ganz wenig davon. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Scheichs auf eine große Ameise, die ihm über die Schulter kroch, und während der andere das Tier entfernte, steckte er seine Dattelhälfte unbeachtet in die Tasche.

Am Abend begab er sich mit seinem Saitenspiel in das Zelt Haddals. Raum konnte er seine Ruhe bewahren; denn er hatte den Leuten schon lange entlockt, daß dort ein Gefangener lag. Haddal begrüßte ihn am Eingang und eilte dann in die Ecke, in der Redua lag.

„Verzichte auf Schutz,“ brüllte er ihn an.

„Ich verzichte,“ erwiderte Redua tonlos.

„Ei,“ sagte Hamud, sich erstaunt stellend, „du hast einen Gefangenen hier, o Haddal!“ Und zu Redua sich wendend: „Wie konntest du diesen gastfreundlichen Mann bestehlen wollen? Wie töricht! Wärest du offen zu ihm getreten, er hätte dir ein Kamel oder zwei geschenkt, vielleicht noch mehr, falls du in Not bist. Aber du bist vermutlich reich, und der Geizdrache hat dich zum Raub getrieben, darum hat dich Allah geschlagen!“

Diese Worte gefielen Haddal wohl, und er faßte großes Vertrauen zu dem Sänger. Hamud setzte sich wie von ungefähr nicht weit von Redua auf den Boden, stimmte seine Saiten und sang sein erstes Stück. Andere Gäste traten ein, von dem Gesang angezogen, und jedesmal mußte Redua versichern, daß er auf ihren Schutz verzichte. Das Zelt füllte sich. Hamud wich vor den Gästen bescheidenlich, wie es einem Fremden geziemt, immer mehr zurück und wußte die Gelegenheit so

schädlich zu nützen, daß er dem Bruder ganz nahe kam. Nach einiger Zeit erschien die hohe Gestalt des Scheichs unter dem Eingang. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Man begrüßte ihn, jeder wollte ihm Platz machen. Diesen Augenblick benutzte Hamud rasch entschlossen. Er steckte dem Bruder die mitgebrachte Dattelhälfte in den Mund und flüsterte: „Ich ganz wenig davon und behalte das übrige unter der Zunge, der Scheich hat davon genossen.“ Dann strich er kräftig über die Saiten, zum Zeichen, daß er wieder singen werde.

„Halt noch ein,“ rief Haddal; „erst soll der Gefangene auf den Schutz des Scheichs verzichten!“

„Ich verzichte nicht,“ tönte es aus dem Grab. Haddal drängte sich durch die Leute zu Keduahin und drohte ihm: „Verzichte, oder du bist des Todes, Unglücklicher!“

„Ich verzichte nicht,“ drang es mit gequetschter Stimme aus dem Grabe. „Ich habe mit dem Scheich gegessen, ich stehe unter seinem Schutz!“

Haddal wurde wütend, er schnaubte und wollte Keduahin schlagen. Aber der Scheich kam herbei und hielt ihn zurück: „Wie kannst du behaupten, du habest mit mir gegessen?“ fragte er Keduahin rau; denn er meinte es mit einem Betrüger zu tun zu haben. „Beweise deine Rede!“

„Schau her,“ sagte Keduahin und zeigte ihm zwischen den Lippen den Rest der Dattel.

Der Scheich erkannte die Frucht an der Farbe, maß mit einem raschen Blick den Sänger, dessen Augen ihn siegreich anglänzten, und sagte zu Haddal: „Gib ihn frei, er steht wahrlich unter meinem Schutz!“

Haddal schäumte; aber der Scheich erzählte ihm den Hergang und hob mit eigenen Händen die Steine und Fruchtstücke von Keduahin weg. Alle lobten Hamuds gelungenen Streich, und auch der Ueberlistete machte endlich gute Miene zum frechen Spiel. Hamud sang mit jubelnder Stimme ein letztes Stück von Antar, dem Helden, und folgte dann dem Scheich, der seinen neuen Schützling mit Wohlwollen und unverhülltem Stolz in sein Zelt führte; denn sein Beduinenblut

freute sich über das schelmische Abenteuer.

Am Morgen bewirtete er die Brüder aufs beste und ließ sie mit freundlichen Worten ziehen. Sie entfernten sich aber nicht allzu weit vom Lager, sondern versteckten sich in den Felsen und warteten die Nacht und ihre Stille ab. Nun strichen sie zum Lager zurück, Hamud voran, wegen der Hunde. Sie kamen ihm freundlich entgegen, und er warf ihnen die Knochen zu, die er vorsorglich am Morgen zu sich gesteckt hatte. Während sie sich über den Fraß hermachten, trat auch Keduahin ganz herzu. Die Brüder schlichen sich zu den Kamelen Haddals hin, deren Lagerplatz sie nun wohl kannten, und lösten dreißigen die Fesseln. Jeder hängte sich an den Schwanz eines Tieres, und wie die Jagd ging's in die Wüste hinaus. Jetzt erst merkten die Wächterhunde, daß sie geöffnet worden waren, und sie stürzten den Flüchtigen nach. Aber ihr Geheul trieb die Tiere nur zu noch eiligerem Lauf an, und ehe das Lager sich darauf besann, daß ein Raubstück verübt worden war, waren die Brüder mit ihrer Beute weit.

Während Keduahin und Hamud auf diese Weise leidend und tätig waren, hockte Bachit nicht müßig in seinem Zelte. Er trat eines Tages zu Vater Keleb, der bei seinem Vieh saß, und feilschte so lange und hartnäckig, bis sich der Alte mit einem Preis von sieben Kamelen für jede seiner Töchter zufrieden gab. Keleb bückte sich nach einem grünen Blatt und reichte es Bachit, der es auf seinen Turban steckte. Damit war der Vertrag geschlossen. Der Bräutigam trug das Blatt drei Tage zur Schau, vermied es aber, mit Er-Kabab oder Fatmeh zusammenzutreffen. Die Mädchen ahnten nicht einmal, daß der Handel nun abgemacht war.

Als sie am dritten Tag ahnungslos vom Brunnen heimkehrten, wo sie, von niemand belauscht, über das lange Fernbleiben der Geliebten gejammert und gezagt hatten, wurden sie plötzlich von ein paar jungen Männern, Freunden Bachits, gefaßt und in das Zelt ihres Vaters Keleb geschleppt. Einer von ihnen warf einen Mannsmantel über Er-Kabab, verhüllte ihr den Kopf damit und rief: „Niemand soll dich bedecken als Bachit!“ Das

Gleiche geschah mit Fatmeh. Die Mädchen wehrten sich und kragten — es half ihnen nichts, sie waren der Gewalt der Männer nicht gewachsen.

Bald nachher trat Vater Keleb ins Zelt, mit dem unschuldigen Gesicht eines eben geworfenen Kamelfälbleins und mit ein paar freundlichen Worten, die ihm auf der Zunge wie Honig zerfloßen.

Fatmeh aber fuhr ihn zornig an: „Du hast übel an uns gehandelt! Weh uns, daß wir dich Vater nennen müssen!“ Er entgegnete geruhlos: „Alles ging nach Gesetz und Recht.“

Da richtete sich auch die schüchterne Er-Kabab an ihrer Not und Liebe auf und schrie: „Das ist mir ein Gesetz und Recht, wenn es uns unglücklich macht! Wir kennen dies Gesetz und Recht nicht und wollen es auch nicht kennen, und eher sterben wir, als daß wir in Bachits Zelt gehen.“

„Eher sterben wir!“ beteuerte auch Fatmeh.

Der Vater erstaunte innerlich über die frechen Reden seiner Töchter, aber er dachte: „Es hat sich im Stamm schon manches Mädchen gegen den Bräutigam aufgelehrt und sich schließlich doch ergeben. Wer weiß, wieviel von dem Gerede und Getue Ernst und wieviel Weibergesetz ist.“ Damit beruhigte er sich und ging lächelnd hinaus.

Eben war Bachit mit einigen Zeugen vor dem Zelt erschienen. Er trug ein Lamm in den Armen und schnitt ihm mit raschem Messergriff den Hals durch. Das Blut strömte plätschernd und rauchend auf die Erde. Die Mädchen in ihrem Geläß erschäuderten; denn nun war die Ehe gültig vollzogen.

Bachit kehrte in sein Zelt zurück.

„Bald sinkt die Sonne unter,“ klagte Er-Kabab, „dann kommen die Weiber seiner Freundschaft und treiben uns hier aus und in sein Zelt, wie man ein Huhn ins Küchenmesser jagt.“

„Wir halten uns an den Zeltpfählen fest, wir wollen uns eher zerreißen lassen,“ zürnte Fatmeh.

Er-Kabab umfaßte ihre Schwester und wiederholte: „Eher wollen wir uns zerreißen lassen.“

Vater Keleb erschien wieder und ent-

ledigte sich eines Auftrages: „Heute geht Er-Kabab, in drei Tagen Fatmeh, so will es euer Mann und Herr.“

Sobald die Sonne im Sand ertrunken war, erschienen alte Weiber vor dem Zelt und erhoben ein lautes Geschrei, als gelte es, ein wildes Tier zu verscheuchen. Die Mädchen blieben entschlossen in ihrem Gemach. Endlich drangen die Weiber ein und wollten die Widerspenstigen mit Handkraft herauszerren. Sie aber umklammerten die Zeltpfähle und ließen nicht locker. Und als die Weiber immer lärmiger und ungebärdiger wurden, ergriff Fatmeh einen Stock und fing an, um sich zu schlagen, und Er-Kabab folgte ihrem Beispiel so wütend mit den Nägeln, daß die Weiber schließlich heulend abzogen. Vater Keleb, in seiner Ruhe unsicher geworden, trat drohend ein und wollte seinen Töchtern mit Schelten den Verstand zurechtücken. Da faßte Fatmeh ihren Stock fester an und sagte langsam und vor Erregung zitternd: „Dies ist nun unser Recht und Gesetz: Empörung! Nimm das Wort, wie du willst!“

Da verlieh er die Mädchen kopfschüttelnd. Solches Betragen war seit Menschengezeiten im Stamme nie erlebt worden.

Um Mitternacht zerschritten die Schwestern die hintere Zeltwand und krochen ins Freie, ohne daß ihr Vater es merkte. Sie liefen die ganze Nacht, und als der Morgen emporglänzte, hatten sie ihr Ziel, einen hohen Felsberg, erreicht. Sie wollten nach Kedu und Hamud Ausschau halten; die Geliebten mußten doch endlich kommen und sie erlösen.

Die Sonne stieg höher und höher. Die Augen der Mädchen brannten vom Spähen und vor Sehnsucht und Schmerz und Zorn und zurückgehaltenen Tränen.

„Sie kommen nicht,“ seufzte Er-Kabab, „sie sind beide gefangen und vielleicht tot.“

„Und wenn sie kämen,“ klagte Fatmeh, „was hülfte es uns? Wir wurden mit dem Mantel verhüllt, und das Blut des Lammes ist geflossen. Wir können nie mehr zu den Geliebten kommen. Fühlst du es nicht auch?“

Sie sannnen lange. Endlich brach Fatmeh das Bangen: „Ich kenne ein Mittel.“

„Ich auch,“ flüſterte Er-Rabab und rückte näher an die Schweſter heran, als ob ſie Schutz ſuchte.

„Wir müſſen ſterben.“

„Ja, wir müſſen uns von dieſem Fels in die Tiefe ſtürzen.“ Fatmeh ſah Er-Rabab an: „Haſt du den Mut dazu?“

„Ich weiß nicht, ob ich es mit Mut tue, aber ich tue es gewiß.“

Sie umſchlungen ſich und weinten beide bitterlich. Der Abſchied vom Leben war ſo ſchwer.

„Und wenn ich es doch nicht vermöchte?“ ſagte Er-Rabab nach einer Weile.

„Wir binden die Zöpfe zuſammen, Schweſter.“

Wieder ruhiger geworden, richtete ſich Fatmeh halb auf und fing an zu ſingen, zuerſt mit zitternder, dann mit immer feſter werdender Stimme, und Er-Rabab fiel ſchüchtern ein.

Sie ſangen ihre Sehnsucht, wie die Jünglinge in der Nacht des Tanzſpieles in ihrem Zelt die ihre geſungen hatten. Sie ſangen ihre Liebe dem Fels, auf dem ſie ſaßen, dem Wind, der über ſie wegfloß, und der Sonne, die über ihnen ſtand, heiß, liebesheiß, wie ihre Herzen. Sie ſangen ihre Liebe der Weite, wo ihre Geliebten waren, lebendig oder tot. Sie ſangen ohne Unterlaß, um ihre Not fernzuhalten.

Der Tag verging mit ſeinem Glanz,

und die Nacht kam mit ihrem Dunkel, und als der erſte Stern aufglänzte, banden die Mädchen ihre Haarflechten feſt zuſammen, umſchlungen ſich und ſtürzten von dem Fels in die ſchwarze Tiefe.

Am Morgen fand ſie ein Hirte zerſchmettert im Abgrund. Der Berg aber wird bis zum heutigen Tag Hadſchar el-Banat, der Fels der Jungfrauen, genannt, und wenn ein Mädchen Gewalt für ſeine Liebe fürchtet, ruft es dieſen Namen an.

Wenige Tage nach dem Todesſturz wurde Vater Keleb mitten in der Nacht aufgeweckt. Es waren die Brüder. Sie machten nicht bis zum Morgen warten. Sie riefen ihn an: „Wir bringen den Preis für Er-Rabab und Fatmeh; verlange, ſoviel du willſt, und freue dich!“ Sie riefen es laut, damit die Geliebten in ihrem Geſaß erwachten und die gute Botſchaft vernähmen.

Der Alte ſtreckte den ſpizen Kopf heraus und ſtorterte mit weinerlicher Stimme: „Ihr kommt zu ſpät, ſie ſind beide tot. Der Hirt hat ſie unten am Felſen gefunden...“

Am Morgen ſtanden dreißig herrenloſe Kamele beim Zelte Baſchits. Er ſelber lag mit durchſchnittener Kehle mitten unter den Tieren.

Von Kedu und Hamud hat man im Lager nichts mehr erfahren.

## Gottfried Kellers oſſianische Landſchaften \*).

Mit drei Kunſtbeilagen.

Nachdruck verboten.

Als Vierundzwanzigjähriger hat Gottfried Keller Pinſel und Palette mit der Feder vertauscht. An die zehn Jahre dauerte der Kampf mit der Malerei; dann trug die Schweſterkunſt den endgültigen Sieg davon. Gottfried Kellers Malerträume gingen nicht in Erfüllung; er lebt im Bewußtſein der Gegenwart als Dichter unvergänglicher Meiſterwerke der Erzählungskunſt. Aber gerade der ſtarke autobiographiſche Einſchlag des Erſtlingromans, der vom tragiſchen Abbruch einer jungen Künſtlerlaufbahn handelt, die oft frapierende Identität zwiſchen dem Grünen Heinrich und dem Dichter ſelbſt macht es der Forſchung zur Pflicht, den vielfach

verſchlungenen Wegen, die der Maler einſt gewandert, nachzuſpüren.

Wer von den Werken des Poeten herkommt, mag die Erwartung hegen, daß ſich Keller vornehmlich als launiger Zeichner ſchnurriger Poſſen und als gewiegter Schilderer behäbiger Selbſtdynler und düſterer Ruedenſteiner betätigt habe. Nun finden ſich zwar — bei ſehr viel gutem Willen — ſchwache Anſätze und Anläufe dieſer Art in den Skizzenbüchern; aber ſein auserwähltes Fach war die Landſchaftsmalerei. Auch darin iſt der

\*) Die Abhandlung über Gottfried Keller als Maler und Kritiker, der dieſer Auffaß entnommen iſt, erſcheint 1919 im Cotta'ſchen Verlag.